

Marie Juchacz und die Arbeiterwohlfahrt

Lotte Lemke

Die Lebenserinnerungen von Marie Juchacz enden vor ihrer Berufung in den Parteivorstand der SPD nach Berlin, also mit dem Frühjahr 1917. Daß es ihr nicht vergönnt war, sie zu beenden, ist ein unersetzlicher Verlust. So sind wir heute lediglich auf ihre verhältnismäßig wenigen Publikationen angewiesen, insbesondere auf den Bericht, den sie zusammen mit Johanna Heymann zum fünfjährigen Bestehen der Arbeiterwohlfahrt herausgegeben hat⁽¹⁾, auf die wenigen Manuskripte ihrer Reden ab 1949, auf das schöne Buch von Fritz Michael Roehl⁽²⁾, ihrem Neffen, auf die Briefe ihrer Freunde zu ihrem 75. Geburtstag und nach ihrem Tode.

Ich nehme mir die Freiheit, an dieser Stelle einige persönliche Erinnerungen mitzuteilen, um das Persönlichkeitsbild von Marie Juchacz, das sich aus dem nachfolgenden Beitrag ergibt, etwas lebensvoller werden zu lassen.

Wenn ich an meine erste Begegnung mit Marie Juchacz zurückdenke, dann sehe ich sie in ihrem schmalen Büro beim Parteivorstand der SPD in der Lindenstraße 3 in Berlin. Es war im August 1929, sie hatte um meinen Besuch gebeten, um mir die Stelle der stellvertretenden Geschäftsführerin beim Hauptausschuß der Arbeiterwohlfahrt anzubieten. Ich saß einer hochgewachsenen, sehr imponierenden Frau gegenüber, die mich mit freundlichem Ernst einer sehr aufmerksamen Prüfung unterzog. An ihrem großflächigen Gesicht fielen die hohe Stirn, eine starke Nase und ein sensibler Mund auf; beherrscht wurde es von zwei warmen, forschend blickenden braunen Augen. Ihr kurzgeschnittenes braunes Haar trug sie schlicht zurückgekämmt. Ich war eine junge Fürsorgerin und äußerte Bedenken wegen meiner Jugend. »Liebes Kind, das ist ja doch ein Fehler, der mit jedem Tag kleiner wird«, war die Antwort, mit der sie meine Skrupel zerstreute. Vier Wochen später saß ich an einem Schreibtisch im Hause Belle Alliance-Platz 8, in dem der Hauptausschuß seine Geschäftsstelle hatte.

⁽¹⁾ Marie Juchacz/Johanna Heymann: Die Arbeiterwohlfahrt. 1924, H. W. Dietz Nachf., Berlin.

⁽²⁾ F. Roehl: Maria Juchacz und die Arbeiterwohlfahrt, überarbeitet von Hedwig Wachenheim, 1961 b. J. H. W. Dietz Nachf., Hannover.

Als ich ein Jahr später Hauptgeschäftsführerin wurde und eine sehr enge Zusammenarbeit zwischen uns entstand, habe ich an Marie Juchacz erlebt, wie man einen jungen Menschen, dem man eine große Aufgabe und Verantwortung übertragen hat, ermutigt, ihn ohne Bevormundung führt, seine Kräfte anspornt durch das stillschweigend ausgedrückte Vertrauen. Marie Juchacz war überaus sparsam mit Worten des Lobes und der Anerkennung, aber man spürte stets ihre Kameradschaftlichkeit und Solidarität.

Das erklärt wohl auch die starke Anziehungskraft, die sie auf junge Menschen ausübte, und jung waren wir damals alle, die wir in der Geschäftsstelle, in der Wohlfahrtsschule und in den vom Hauptausschuß unterhaltenen Heimen arbeiteten. Wir verehrten sie mit scheuer Zurückhaltung und respektierten die von ihr gewährte Distanz. Wir wußten, wieviel sie sich selbst abverlangte, und wir erlebten in den Jahren, als der Nationalsozialismus mit wachsender Brutalität voringing, ihr ruhige, feste Haltung, ihre persönliche Tapferkeit. Und wir erlebten mit Ergriffenheit ihre beispiellose Gefäßtheit und ruhige Würde beim Tode ihrer über alles geliebten Schwester Elisabeth Kirschmann-Roehl.

Das alles hat sich uns unverlöschlich eingepägt und so behielten wir sie in der Erinnerung während der Jahre ihres Exils: als die Frau, die sich selbst nicht schonte, wo es um ihre Ideale und ihre Aufgaben ging und die bei aller Zurückhaltung und Wortkargheit uns fühlen ließ, daß sie uns vertraute und wir auf sie bauen konnten.

Eine spätere Erinnerung gilt einem Abend in der Evangelischen Akademie in Hemer, Anfang der fünfziger Jahre. Alle Teilnehmer erzählten reihum ihre Lebensläufe. Auch Marie Juchacz erzählte den ihren, aber sie tat es auf eine alle Zuhörer tief beeindruckende Weise, denn kein einziges Mal verwendete sie das Wort »ich«. Sie sagte »die Arbeiterbewegung« oder »die sozialdemokratischen Frauen« und einige wenige Male auch »wir Frauen«. Sie zeichnete das Bild der Zeit, in der sich ihr Leben und das ihrer Generation abgespielt hatte: die Zeit des Sozialistengesetzes, des Kampfes um die politische und wirtschaftliche Befreiung der Arbeiterschaft, um das Frauenstimmrecht. Sie sprach über die sozialen Reformen der Weimarer Republik – doch über die Rolle, die sie selbst dabei gespielt hatte, fiel kein Wort. »1919 konnte dann«, sagte sie, »die Gründung der Arbeiterwohlfahrt quasi als Schlüsselstein auf eine lange Entwicklung gesetzt werden«. ihren eigenen bedeutenden Anteil daran, der sie im Bewußtsein aller an dieser Arbeit Beteiligten mit Recht zur »Gründerin der Arbeiterwohlfahrt« werden ließ, erwähnte sie mit keinem Wort.

Es ist gewiß sehr selten, daß ein Mensch, der eine große Aufgabe erfüllt hat, dem ein bedeutendes Werk gelungen ist, seine Persönlichkeit so sehr in den Hintergrund – hinter das Werk – stellt, wie Marie Juchacz es an jenem Abend in Hemer und immer getan hat. Welche Bescheidenheit und – welche Größe!

*

Wenn ich im Folgenden zu dem mir gestellten Thema schreibe, so muß ich mir Zwang antun, um die gebotene Objektivität zu wahren und mich nicht von meinen Empfindungen in der Erinnerung an die für mein ganzes Leben wichtigsten Jahre hinreißen zu lassen, jener Jahre, die ich in der Nähe von Marie Juchacz und in einer Arbeit zubringen durfte, die meinem Leben Inhalt und Sinn gegeben hat.

Als Friedrich Ebert im Frühjahr 1917 Marie Juchacz als Frauensekretärin (Leitung des Referats Frauen und Schriftleitung der Monatsschrift »Die Gleichheit«) in den Parteivorstand nach Berlin berief, befand sich das Deutsche Reich im schwersten Jahr des ersten Weltkrieges. Der »Kohlrübenwinter« 1916/17 leitete eine immer ernstere Formen annehmende Hungersnot ein und beschleunigte die körperliche und seelische Erschöpfung der Bevölkerung; der Eintritt Amerikas in den Krieg auf Seiten der Entente veränderte die militärische Lage entscheidend und ließ die spätere Niederlage ahnen. Die Kriegsmüdigkeit weiter Kreise, besonders innerhalb der Arbeiterschaft, wurde durch die russische Revolution noch gesteigert. Innerparteilich hatte die SPD die Abspaltung eines linken Flügels, und die daraus resultierende Bildung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) zu bestehen.

In dieser nach vielen Seiten überaus krisenhaften Situation übernahm Marie Juchacz im Alter von 38 Jahren eine große politische Aufgabe und Verantwortung, zu der 1919 ihre Wahl in die verfassunggebende Deutsche Nationalversammlung, sodann das Reichstagsmandat und die Führung der Arbeiterwohlfahrt traten.

Ihre politische Aufgabe als Frauensekretärin ließ den Gedanken an einen Wohlfahrtsverband der Arbeiterschaft, den sie in Köln auf Grund ihrer Erfahrung mit sozialer Betätigung von Frauen aus der Arbeiterschaft^[3] gefaßt hatte, nicht einschlafen; er bekam immer wieder neue Nahrung. Mit der Dauer des

^[3] S. Seite 69

Krieges und der wachsenden materiellen und seelischen Not wurden soziale Hilfen für die Familien der Kriegsteilnehmer immer dringender, vielseitiger und umfangreicher, denn auch die Heimat wurde zur Front, an der in der Rüstungsindustrie die Frauen die Arbeit der eingezogenen Männer übernahmen. Marie Juchacz berichtete darüber und über die Mitarbeit von Arbeiterfrauen im »Nationalen Frauendienst« in ihren Erinnerungen; sie schließt mit den Worten: »Die große Prüfung des ersten Weltkrieges wurde für die Frauen der Anfang für neue Verantwortung«^[4]. Hier sah Marie Juchacz den Ansatzpunkt für ihr eigentliches Lebenswerk: die Gründung der Arbeiterwohlfahrt.

Bevor es dazu kam, war noch eine ereignisreiche und krisengeschüttelte Wegstrecke durchzustehen. Der Krieg endete mit dem Zusammenbruch der Front und der Monarchie. Marie Juchacz schildert dies sehr eindrucksvoll in ihrem Beitrag zur 30. Wiederkehr des Gründungstages der Arbeiterwohlfahrt^[5]. »Die Revolution war da, die Arbeiterbewegung trat in eine neue Phase ihrer Entwicklung. Auch das Frauenwahlrecht war erreicht und begann seine Wirksamkeit. Die soziale Situation bekam wieder ein anderes Gesicht, die Probleme wechselten. Auf dem sozialen Arbeitsgebiet machte sich eine Verschiebung auch dadurch bemerkbar, daß nach Meinung der Träger der traditionellen Wohlfahrtsverbände plötzlich für sozialdemokratische Kräfte keine Verwendung mehr da sein sollte. Sozialistische Abgeordnete, Stadtverordnete? Ja, natürlich, das geht ja (leider) nicht anders! Einzelne Bürger von Fall zu Fall? Ebenso! Aber darüber hinaus und in zentralen und regionalen Körperschaften? Nein, denn sie haben ja keine derartigen Organisationen hinter sich! Dabei waren die allgemeinen Notstände riesengroß: die Männer kamen aus dem Krieg zurück, zum Teil krank, arbeitsunfähig, verwirrt, weil sie nicht ganz verstanden, was vor sich ging. Der Krieg hatte große psychologische Änderungen und solche der äußeren Lebensgewohnheiten und Anschauungen verursacht. Nahrungsmittelmangel, Teuerung, Massenerkrankungen als Folge vorhergehender Unterernährung und Überanstrengung, zerrüttete Ehen, Verwilderung der Sitten, allgemeine politische Verwirrung beherrschten das Bild des sozialen Lebens.«

Woher nahm Marie Juchacz den Mut, in dieser verzweifelten Situation an einen eigenen Wohlfahrtsverband der Arbeiterschaft zu denken? Dazu sagt sie in ihrer Abschiedsrede vor ihren Freunden in den USA im Januar 1949: »Die

^[4] S. Seite 78

^[5] Die Arbeiterwohlfahrt 1919-1949, Hrsg. v. Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt Hannover.

Frauen hatten das Wahlrecht bekommen; es war nicht gut möglich, die sozialdemokratischen Frauen von der Beratung praktischer, sozialer Fragen auszuschließen. Man lud mich ein, die Sitzungen eines für das Reichsgebiet gebildeten Ausschusses zu besuchen. Als man mir in einer dieser Sitzungen freundlich sagte, daß ich ja wohl nur als Persönlichkeit dort wäre und auch als ein angenehmer Berater, aber doch praktisch keine Wohlfahrtsorganisation verträte, habe ich kühn erklärt, woran ich auch fest glaubte, daß das wohl der Fall sei. Es sei eine wirkliche Organisation über das ganze Land vorhanden, dafür könne ich den Beweis liefern.

Es kam nun darauf an, die Spitzen der Arbeiterbewegung dazu zu bewegen, mir freie Hand zu geben, mich in dem Vorhaben moralisch zu unterstützen und Mitarbeiter zu suchen, sie von der Notwendigkeit zu überzeugen und beider Konstituierung mit Rat und Verantwortung mitzuwirken. Mit der Erfüllung des dritten Punktes wurde aus dem ganzen Plan ein Wir, und das Wir ist immer stärker als das Ich. Ich denke mit Dankbarkeit an jene zurück, die die Idee leicht erfaßten und mein Vorhaben tatkräftig unterstützten. Aber auch dankbar bin ich denen, die zwar dabei waren, aber doch viel schwerer von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit zu überzeugen waren. Aus ihnen wurden die zähesten Mitarbeiter. Die psychologischen Widerstände dienten nur dazu, eine gründlichere Ideologie zu erarbeiten; das war gut so, denn darauf kam es an.«

In einem Interview, das sie anlässlich der zweiten Reichskonferenz nach dem Zusammenbruch im Oktober 1949 in Solingen gab, sagte sie auf eine entsprechende Frage: »Mir war nichts so selbstverständlich wie diese Gründung. Es war, als wenn dadurch nur ein Schlußpunkt unter eine Entwicklung gesetzt wurde. Man hatte ja niemals von der sozialen Bereitschaft, die in der Arbeiterbewegung vorhanden war, Gebrauch gemacht. Es gab nichts Kurzsichtigeres, Hochmütigeres als das obrigkeitliche Deutschland vor 1918 ... Die Kunde von vielen spontanen Hilfeleistungen der aufstrebenden Arbeiterschaft durchzieht ja die ganze Geschichte der Arbeiterbewegung. Nun galt es 1919, an der Schwelle einer neuen Zeit, auf der Vergangenheit aufzubauen und zugleich Neues, Zukünftiges zu entwickeln ... Wir haben eigentlich geglaubt, daß es gar nicht notwendig sei, eine besondere Wohlfahrtsorganisation zu haben, nachdem sie sich während des Krieges wie von selbst ergeben hatte. Erst das sehr deutliche Bestreben, einen großen Teil der gewachsenen Entwicklung zurückzuevidieren, drängte dazu, eine besondere Organisation zu schaffen, d. h., wir gaben dem Kind einen Namen, faßten die aktiven Kräfte zusammen und standen da!«

Ganz so einfach, wie es sich Marie Juchacz 1949 in der Erinnerung darstellt, ist es wohl doch nicht gegangen, Sie sprach oft von den vielen Schwierigkeiten, die sich dem Plan in den Weg stellten. Aber sie und ihre Freunde gaben nicht auf. Die Aufbruchstimmung jener Zeit, besonders die Erlangung des Frauenstimmrechts, für das sie unermüdlich gekämpft hatten, beflügelte sie, und so kam es am 13. Dezember 1919 dazu, daß Marie Juchacz die Zustimmung des Parteiausschusses der SPD zur Gründung des »Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt« erhielt. Vorher, am 19. Januar 1919, war Marie Juchacz in die verfassunggebende Nationalversammlung gewählt worden.

Friedrich Stampfer, Chefredakteur des Zentralorgans der SPD bis 1933, schrieb in seinem Vorwort zu Marie Juchacz' Buch: »Sie lebten für eine bessere Welt«: Mit dem Eintritt der Frauen in die Politik sei jener Teil der Menschheit aktiv geworden, der niemals Kriege geführt und Schlachten geschlagen hat. Die Aufgabe der Frauen als Staatsbürgerinnen sah er darin, das Leben menschlicher zu gestalten und Politik zu treiben, nicht um zu töten, sondern um zu helfen. Damit knüpft er an das an, was Marie Juchacz in Weimar über die Bedeutung der Wahrnehmung sozialer Aufgaben durch weibliche Abgeordnete gesagt hat⁶⁾.

In den im März 1920 herausgegebenen Richtlinien heißt es: »Der Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt bezweckt die Mitwirkung der Arbeiterschaft bei der Wohlfahrtspflege, um hierbei die soziale Auffassung der Arbeiterschaft durchzusetzen. Im Besonderen will er die gesetzliche Regelung der Wohlfahrtspflege und ihre sachgemäße Ausführung fördern.«

In dieser Formulierung sah Marie Juchacz die Verpflichtung, möglichst alle zentral wirkenden Persönlichkeiten zur Mitarbeit heranzuziehen. Durch Umfragen bei Orts- und Bezirksgliederungen, durch Korrespondenz und persönliche Führungnahme entstand eine Sachverständigenkartei, die ein wertvolles Hilfsmittel für die fachliche und politische Zusammenarbeit war.

Der Hauptausschuß, der seinen Sitz in Berlin, Lindenstraße 3, ab 1927 Belle-Alliance-Platz 8 hatte, gliederte sich in Landes-, Bezirks-, Kreis- und Ortsausschüsse. Es wurden keine organisatorischen Bindungen gegeben. Die ursprüngliche Absicht einer losen Ausschußform ohne geschlossene Mitgliedschaft und feste Beiträge wurde jedoch auf lokaler und Bezirksebene schon bald verschiedent-

⁶⁾ S. Seite 123

lich durchbrochen, Gewerkschaften, Vereine der Arbeiterbildung und des Sports wurden korporative Mitglieder und gaben den Gliederungen einen starken materiellen und moralischen Halt.

Der Zeitpunkt der Gründung der Arbeiterwohlfahrt und die ersten Jahre ihres Aufbaus standen im Zeichen der Krisen, die die junge Republik erschütterten: Aufstände und Putsche von links und rechts, Fememorde, separatistische Tendenzen im Rheinland und im Saargebiet, eine lawinenhaft ansteigende Geldentwertung, eine mit wachsender Arbeitslosigkeit einhergehende Massenverelendung. Erst mit der Umstellung der Währung am 16. November 1923 (1 Billion Papiermark = 1 Rentenmark) begann die bis 1929 dauernde Phase der wirtschaftlichen Stabilisierung und politischen Beruhigung.

Da erscheint es dann fast wie ein Wunder, daß Marie Juchacz gemeinsam mit Johanna Heymann, der ersten Hauptgeschäftsführerin, 1924 der Öffentlichkeit eine 236 Seiten starke Schrift⁷¹ vorlegen konnte, die einen erstaunlichen Bericht über die organisatorische Entwicklung, die vielfältigen Hilfsmaßnahmen und die wohlfahrtspolitischen Aktivitäten der jungen Arbeiterwohlfahrt gab.

Wie war dies möglich gewesen? Marie Juchacz sagt dazu in dem bereits erwähnten Interview: »Die Generation von 1919, die mit der Gründung der Arbeiterwohlfahrt ihre Aufgabe angriff, hatte Intelligenz, Charakter und Gemeinsinn unter ganz anderen Voraussetzungen entwickelt, als es später der Fall war. Uns winkten damals keine Mandate, es waren kaum Ehrenämter für den Einzelnen zu holen; das traf besonders auf die Frauen zu. Die Kriegszeit hatte die sozialen Tendenzen unseres Denkens vertieft und zugleich ausgeweitet; ab 1919 konnten wir nun auch in den Parlamenten mitarbeiten, um die wohlfahrtspolitischen Ideen, die aus der gesellschaftlichen Entwicklung herauswuchsen, nach Möglichkeit zu verwirklichen.«

Die Frauen haben in diesen Aufbaujahren der Arbeiterwohlfahrt in der Tat eine große und wohl ausschlaggebende Rolle gespielt. In dem zentralen geschäftsführenden Vorstand hatten sie die Mehrheit, dem ersten Beirat (heute Bundesausschuß) gehörten 18 Frauen und 12 Männer an (an dieser Relation hat sich bis 1933 kaum etwas geändert). In den Landes- und Bezirksausschüssen, in den großen Städten, selbst in den meisten Kreis- und Ortsausschüssen standen überwiegend Frauen an der Spitze. Es waren Frauen, die die politische Unfrei-

⁷¹ Marie Juchacz/Johanna Heymann: Die Arbeiterwohlfahrt, J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.

heit, die wirtschaftliche Ausbeutung, das Elend des Proletariats aus eigenem Erleben kannten, sie waren Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht gewesen. Nun konnte ihre Bereitschaft, auf politischem wie auf sozialem Gebiet ihre Erfahrungen einzusetzen, ihren Vorstellungen zum Durchbruch zu verhelfen, keine Grenzen. In Marie Juchacz fanden sie die Frau, die beides in ihrem beruflichen Auftrag, wie in ihrer Persönlichkeit vereinigte: sie leitete die sozialdemokratische Frauenpolitik Deutschlands und sie war die Gründerin und Leiterin der Arbeiterwohlfahrt. Da ergab es sich wie von selbst, daß die politische Frauenarbeit und die Arbeiterwohlfahrt eng verzahnt wurden, und daß oft dieselben Frauen auf beiden Gebieten tätig waren.

Die Gründer der Arbeiterwohlfahrt waren sich darüber klar, daß in den Frauen viele Kräfte stecken, die für das öffentliche Leben nutzbar gemacht werden können, sie waren sich aber auch bewußt, daß mit der Gründung der Arbeiterwohlfahrt die Gefahr bestand, daß der allgemeinen Arbeiterbewegung wertvolle Kräfte entzogen werden könnten. Diesen Nachteil, schrieb Marie Juchacz, habe man in Kauf genommen, weil man von der staatsbürgerlich erziehenden Wirkung der Arbeiterwohlfahrt überzeugt war.

Wer waren die Frauen und Männer, die neben Marie Juchacz zu den Gründern der Arbeiterwohlfahrt zu zählen sind?

Der Vorstand umfaßte 11, der Beirat 30 Mitglieder, sie waren Vertreter und Vertreterinnen der Organisation, sodann Parlamentarier und Fachleute der verschiedensten Disziplinen. Eine der großen Begabungen von Marie Juchacz war, daß sie es verstand, Menschen für die von ihr vertretenen Ideen zu gewinnen, ja sie zu begeistern; sie scheint ständig auf der Suche nach Menschen gewesen zu sein, von denen sie erwarten durfte, daß sie für die fachliche und wohlfahrtspolitische Entwicklung des Verbandes hilfreich sein könnten. Sie selbst wünschte sich theoretisch mit den Fragen der Wohlfahrtspflege auseinanderzusetzen; so suchte und fand sie einen Kreis von Sachverständigen, die sie zu regelmäßigen Zusammenkünften einlud. Über die dabei erarbeiteten Stellungnahmen berichtete sie den Bezirksausschüssen und regte so eine breite Diskussion über aktuelle Probleme an. In diesen Konferenzen standen die von Dr. h. c. Helene Simon gehaltenen Referate über die Prinzipien sozialistischer Wohlfahrtspflege im Mittelpunkt der Beratungen; insbesondere waren es die von den englischen Sozialreformern Sidney und Beatrice Webb vertretenen Gedanken über die Notwendigkeit vorbeugender und heilender Fürsorge anstelle der in Deutschland üblichen Methode der karger Unterstützung. Diese vielseitig erfahrene Sozialwissenschaftlerin für die Arbeiterwohlfahrt gewonnen zu haben, muß Marie Juchacz ebenso mit Genug-

tuung erfüllt haben, wie die Gewinnung von Siddy Wronsky, der Gründerin und Leiterin des Archivs für Wohlfahrtspflege, Berlin, des Sozialhygienikers Professor Dr. Grotjahn, der Stadträtin Klara Weyl, Berlin, u. v. a.

In einer Zuschrift für die aus Anlaß des 75. Geburtstags von Marie Juchacz herausgegebene Sondernummer von »Neues Beginnen«^[6] heißt es: »Es war eine starke Wirkung, die von ihr ausging; die Wirkung eines Menschen, vor dem man nicht bestehen kann, wenn man das berechnete Anliegen, das er an einen hat, nicht ausführt.« Dies erklärt auch, daß sich in den Fachkommissionen, die der Hauptausschuß ins Leben rief, so viele Namen von hervorragenden Fachleuten der sozialen Arbeit zusammenfanden. So sehr es die Erfüllung einer Dankesschuld wäre, alle die Namen zu nennen, deren Träger die Entwicklung der Arbeiterwohlfahrt bis zu ihrem Verbot begleitet und maßgeblich gefördert haben – es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. So sollen einige wenige Namen stellvertretend für alle jene stehen, die im Gedächtnis der wenigen heute noch Lebenden jener ersten Epoche der Arbeiterwohlfahrt unverwischbar erhalten geblieben sind:

Da sind zu nennen die sechs Frauen, für die – neben anderen – Marie Juchacz in ihrem schönen Buch »Sie lebten für eine bessere Welt« warmherzige, freundschaftliche Worte der Wertschätzung und Verbundenheit gefunden hat: Lore Agnes, MdR (1878 – 1953), Clara Bohm-Schuch MdR (1879 – 1936), Gertrud Hanna, Gewerkschaftssekretärin (1876 – 1944), Elisabeth Kirschmann-Roehl MdL (1888 – 1930), Toni Pfülf MdR (1877 – 1933), Elfriede Ryneck MdL (1872 – 1951).

Sodann seien genannt:

Louise Schroeder (1887 – 1957). Den heute Lebenden als die großartige und mutige Bürgermeisterin von Berlin bekannt, in jener ersten Epoche der Arbeiterwohlfahrt aber eine der politisch und sozialpolitisch aktivsten Frauen; im Reichstag war sie besonders und mit Erfolg tätig auf den Gebieten des Mutter-schutzes, des Kinder- und Frauenarbeitsschutzes, der Sozialversicherung; als Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt Schleswig-Holsteins entwickelte sie diesen Bezirk beispielhaft zu einem der lebendigsten und aktivsten. Ab 1924 wirkte sie bei den vom Hauptausschuß veranstalteten Ausbildungskursen für Fürsorge-rinnen, ab 1929 als Dozentin an der Wohlfahrtsschule in Berlin mit.

[6] Neues Beginnen, Zeitschrift der Arbeiterwohlfahrt, Jahrg. 1954, Nr. 4, S. 57.

Hedwig Wachenheim: Neben Marie Juchacz war sie es, die auf die Entwicklung der Arbeiterwohlfahrt den größten Einfluß gehabt hat. Sie war Mitglied im Preußischen Landtag und beruflich als Regierungsrätin im Reichsinnenministerium tätig. Ihre große Vitalität und ihr leidenschaftliches Interesse ermöglichten es, daß sie daneben für die 1926 von ihr angeregte Zeitschrift »Arbeiterwohlfahrt« bis in das Jahr 1933 hinein als Schriftleiterin tätig war. Mit dieser Aufgabe und als Initiatorin und Leiterin der Wohlfahrtsschule in Berlin hat sie sich unvergessene Verdienste um die soziale Bildung junger Menschen und um die Verbreitung der Auffassungen und Forderungen der Arbeiterwohlfahrt erworben. 1969, auf dem Weg von Amerika, wo sie seit ihrer Emigration lebte, zur Bundeskonferenz in Berlin, (dort sollte ihr die Marie-Juchacz-Plakette verliehen werden), starb sie unerwartet in Hannover.

Dr. Walter Friedlander: Bis 1933 Stadtrat für Jugendwohlfahrt in Berlin Prenzlauer Berg. Er war der Vorsitzende der Fachkommission Jugendwohlfahrt des Hauptausschusses, unter seinem Vorsitz arbeitete eine Sonderkommission Richtlinien zur Umgestaltung der Fürsorgeerziehung aus. Die darin vertretenen Auffassungen und Forderungen sind auch heute noch keineswegs alle erfüllt. Walter Friedlander nahm maßgeblich Einfluß auf die fachliche Arbeit des Berufserziehungsheimes »Immenhof«, das ein Modellversuch war, mit dem die Arbeiterwohlfahrt zeigen wollte, daß die von ihr erhobenen Reformvorschläge zur Fürsorgeerziehung praktisch durchführbar sind. Walter Friedlander war Dozent an der Wohlfahrtsschule Berlin und unermüdlich in seiner Bereitschaft, als Vortragender und Lehrender in der Arbeiterwohlfahrt zu wirken, der er auch nach seiner Emigration treu verbunden geblieben ist. Er lebt heute als emeritierter Professor in Oakland/Kalifornien. 1969 wurde er mit der Marie-Juchacz-Plakette ausgezeichnet.

Dr. Hans Caspari: Er gehörte zu den Persönlichkeiten, die mit Marie Juchacz die ersten Richtlinien der Arbeiterwohlfahrt formulierten, die deren Zielsetzung bestimmten. Auf der ersten Reichskonferenz 1921 in Görlitz hielt er ein Grundsatzreferat, dessen Reformvorschläge auch heute noch nicht voll erfüllt sind. Als Bürgermeister von Brandenburg, sodann als Landeshauptmann der Grenzmark war der Jurist zugleich ein erfahrener Praktiker in der kommunalen Sozialverwaltung; mit seinem Rat diente er dem Hauptausschuß bis zu seiner Emigration; der heute 91-jährige lebt als emeritierter Professor in San Francisco. Auch er wurde 1969 mit der Marie-Juchacz-Plakette ausgezeichnet.

Dr. Hans Maier: Ministerialrat, Leiter der Wohlfahrtsabteilung im sächsischen Arbeits- und Wohlfahrtsministerium. Er arbeitete anregend und konstruktiv in

mehreren Fachkommissionen des Hauptausschusses mit; er gehörte dem Kuratorium der Wohlfahrtsschule an und veröffentlichte eine Fülle von sozial- und wohlfahrtspolitischen Beiträgen in der Zeitschrift »Arbeiterwohlfahrt« und in anderen Publikationen des Hauptausschusses. Er war ein treuer Freund der Arbeiterwohlfahrt, der auch in den Jahren nach 1933 vielen Menschen mit Rat und Tat geholfen hat. Im Dezember 1937 entzog er sich durch seinen Freitod den Nachstellungen des Naziregimes.

Marie Juchacz' ruhige, sachliche Art, die gleichwohl ihr starkes inneres Engagement durchscheinen ließ, machte die Zusammenarbeit mit ihr angenehm; so sammelten sich viele Menschen um sie, die der Arbeiterwohlfahrt ein anregendes, geistiges Leben gaben. Dies zog besonders junge Menschen an, die sich nach der Revolution von 1918 eine neue menschliche Gemeinschaft erhofften, an der sie mitbauen wollten. Die Arbeiterwohlfahrt erschien ihnen als der Ort, an welchem aufrichtig eine neue menschliche Gemeinschaft erstrebt und soziale Lösungen vorurteilsfrei diskutiert werden konnten.

Während im Hauptausschuß in den ersten Jahren seiner Existenz die Programmdiskussion im Vordergrund stand, über Sinngebung und Zielsetzung der Arbeiterwohlfahrt und über die Prinzipien sozialdemokratischer Wohlfahrts- und Sozialpolitik beraten wurde, entfaltete sich in den lokalen und regionalen Gliederungen eine lebhaft und vielseitige Tätigkeit. Die Beantwortung der von der Zentrale herausgegebenen Fragebogen ließ eine Fülle der verschiedensten Aufgaben und Tätigkeiten erkennen. Übereinstimmend wurde berichtet, daß die in der kommunalen Arbeit tätigen Genossen – gleichgültig ob sie beruflich oder ehrenamtlich arbeiteten – wertvolle Mitarbeiter der Arbeiterwohlfahrt geworden seien.

Die theoretische Arbeit an den Grundlagen und der Zielsetzung der Arbeiterwohlfahrt ermöglichte es, bereits 1921 die erste Reichskonferenz zu veranstalten. Sie fand am 15. September in Görlitz statt. Neben den 200 Delegierten nahmen als Gäste Vertreter der kommunalen Wohlfahrtspflege und andere Sachverständige aus dem ganzen Reichsgebiet teil; das Reichsarbeitsministerium, die Provinz Schlesien, der Regierungspräsident des Bezirks Liegnitz hatten Vertreter entsandt. Marie Juchacz spricht von dieser ersten Konferenz als von einem Erlebnis für alle Teilnehmer; zum Erlebnis wurde sie vor allem durch das Referat von Helene Simon zum Thema »Die Aufgaben und Ziele moderner Wohlfahrtspflege«. Über den wesentlichen Inhalt dieses Referats schreibt Fritz Michael Roehl in seinem bereits erwähnten Buch – »Das erste Ziel müsse sein: Verhütung der Klassenarmut durch Bekämpfung der Ursachen der Armut, was

zum größten Teil nicht Spezialaufgabe der Wohlfahrtspflege, sondern Aufgabe der allgemeinen Politik sei. Aufgabe der Wohlfahrtspolitik dagegen sei es, die überkommenen armenrechtlichen und polizeilichen Maßnahmen durch solche vorbeugender, heilender und vorsorgender Natur zu ersetzen. An Stelle der Fragen nach Würdigkeit oder Unwürdigkeit, nach Schuld und Sühne müsse die allein entscheidende Frage nach Heilbarkeit oder Unheilbarkeit treten. Der Heilbare sei zu heilen, der Unheilbare zu versorgen. Die Strafe müsse Erziehungsmaßnahme, die Sühne innerer Läuterungsprozeß werden. An Stelle von Abschreckung, Kargheit, Erniedrigung müsse der Gedanke der Vorbeugung und der Hebung der Menschenwürde treten. Inhalt der Wohlfahrtspflege sei also bestmögliche Arbeitsbefähigung aller arbeitsfähigen Personen und die Versorgung der noch nicht arbeitsfähigen Jugend, der vorübergehend erwerbsunfähigen Kranken und der nicht mehr erwerbsfähigen Invaliden. Zu unterscheiden sei zwischen Versorgung, auf die allgemein ein gesetzlicher Anspruch gegeben werden muß, und der von der Eigenart des Falles und daher in Art und Maß individuell verschiedenen Fürsorge ...

Die freie Wohlfahrtspflege ist als Pionier und in Ergänzung der Gesetzgebung und der mit der Durchführung der Gesetze beauftragten Behörden dauernd unentbehrlich.

Die Wohlfahrtspflege ist ihrer Natur nach unpolitisch. Die Art ihrer Ausführung sowie das Tempo ihrer Erfüllung ist jedoch von politischen Voraussetzungen abhängig.«

Der Bürgermeister von Brandenburg, Dr. Hans Caspari, sprach über »Die gesetzlichen Grundlagen und den organisatorischen Aufbau der Wohlfahrtspflege«. In allen grundlegenden Fragen deckte sich seine Auffassung mit der seiner Vorrednerin. Hilfe für den Einzelnen, so sagte er, sei gleichzeitig Gesellschaftsschutz. Auch er verlangte einen Rechtsboden für individuelle Unterstützungen und für die allgemeinen, vorbeugenden und heilenden Maßnahmen. Ein Reichsrahmengesetz zur Wohlfahrtspflege sollte die gesamte Materie ordnen.

Die Diskussionsredner, die von den Ortsausschüssen kamen, waren bedrückt von der Massennot des Augenblicks, der sie in ihrer täglichen Arbeit dauernd begegnete, sie enthüllten ein erschütterndes Bild der Not im Lande, des Willens zu helfen und oft auch der Ratlosigkeit über die besten Wege zur Hilfe. Einige Diskussionsredner verwarfen die »graue Theorie« in Bausch und Bogen. »Zu Unrecht«, antwortete Helene Simon, »denn ohne Theorie kommen wir nicht

zur Überwindung der Not. Doch ist es gut und notwendig, die Theorie immer wieder an der Praxis zu prüfen und zu wandeln«.

Im Anschluß an die öffentliche Tagung fand in Görlitz die erste Jahresversammlung des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt als geschlossene Sitzung mit den Delegierten statt, um über organisatorische Fragen zu beraten. Marie Juchacz berichtete über »Die Erfahrungen der Vergangenheit in der Wohlfahrtspflege und ihre Nutzenanwendung«. Darüber schrieb Helene Simon in der Zeitschrift »Soziale Praxis«: »Ihre Ausführungen zeigen, wie man auf dem Boden der Sozialdemokratie an praktische, nicht parteipolitische Arbeit herangehen kann. Mit ungemeiner Beseeltheit verbindet diese Führerin große Objektivität und Sachlichkeit«.

Die nachfolgende Diskussion, so schreibt Marie Juchacz in ihrem Buch, zeige, daß die Frauen schon alle mitten in der praktischen Arbeit ständen und liefere den Beweis, daß mit der Gründung der Arbeiterwohlfahrt nur eine bereits vorhandene Realität legalisiert worden sei.

In der ehrenamtlichen Arbeit sah Marie Juchacz ein hervorragendes Mittel zur Weckung staatsbürgerlicher Gesinnung und Mitverantwortung; sie wurde nicht müde, diesen Gedanken immer wieder auszusprechen. – Sie hatte aber auch erfahren, daß für soziale Arbeit das gute Herz allein nicht genügt, besonders nicht in Zeiten des Umbruchs mit ihren schwierigen Verhältnissen und vielen ungeklärten Problemen in Verwaltung und Gesetzgebung. Die Aneignung der unerläßlichen Kenntnisse sei durch die in der Praxis gewonnenen Erfahrungen nicht immer möglich; planvolle theoretische Schulung auf allen Ebenen der Organisation sei unerläßlich. Der Hauptausschuß habe deshalb unmittelbar Einfluß auf diese Aufgabe genommen, und zwar durch die Veranstaltung von Schulungskursen, vor allem aber durch Beratung bei der Aufstellung von Kursusplänen, durch Vermittlung von Referenten und die Gewährung von Zuschüssen.

Diese systematisch vorangetriebene Schulungs- und Fortbildungsarbeit fand ein überraschendes Echo auf allen Organisationsstufen und führte zur breitgestreuten Aufnahme von Ehrenämtern. So übernahmen die Helferinnen und Helfer Ämter als Vormünder und Schutzaufsichtshelfer, arbeiteten im Pflegekinderwesen, in der Jugend- und Erwachsenengerichtshilfe, in der Kinderferienerholung, der Säuglings- und Mütterfürsorge, der Altenbetreuung und auf vielen anderen Gebieten sozialer Not. Sie arbeiteten unentgeltlich und waren stets bereit, sich weiterzubilden, um für ihre speziellen Aufgaben fachlich besser vorbereitet zu sein.

Das Hineinströmen einer ständig wachsenden Zahl von Frauen und Männern der Arbeiterwohlfahrt in die Arbeitsgebiete der öffentlichen Sozialarbeit, die Entwicklung eigener Aktivitäten, die Durchführung eigener Maßnahmen, gar die Erstellung eigener Einrichtungen, stießen vielerorts auf Widerspruch und Widerstand. Die aus der alten Armenpflege abgeleitete Vorstellung, daß Angehörige der Arbeiterschaft präsumtive Hilfeempfänger, also Objekte der Wohlfahrtspflege sind, aber nicht selbstverantwortlich sozial Handelnde sein könnten, war noch nicht überwunden. Man glaubte in der aufstrebenden Arbeiterwohlfahrt die Gefahr einer parteipolitisch tendierenden Sozialarbeit zu erkennen. Dieser Auffassung trat Marie Juchacz entgegen, indem sie (1920) sagte, daß genau so, wie die Frauen des Vaterländischen Frauenvereins deutschnational seien, genau so wie viele Helfer und Mitarbeiter des Caritasverbandes dem Zentrum angehörten, ebenso seien »wir in unserer Arbeit Sozialdemokraten«. Aber wenn wir uns früher mit Recht dagegen gewendet hätten, daß die Arbeit dieser Verbände parteipolitisch ausgemünzt wird, dann müßte die Arbeiterwohlfahrt sich jetzt befeißigen, in der Ausübung ihrer Arbeit die Parteipolitik beiseite zu lassen. Die Arbeiterwohlfahrt nehme für sich in Anspruch, daß sie dem hilfeschuchenden Menschen absolut neutral gegenübersteht. Neutralität gegenüber dem Hilfeschuchenden und demokratische Mitarbeit auf allen Gebieten sozialer Arbeit und in allen Entscheidungsgremien der öffentlichen sozialen Verwaltungen galten ihr als die wichtigsten Grundsätze für die Neugestaltung der Wohlfahrtspflege. So sagte sie denn auch bei der ersten Beratung des Jugendwohlfahrtsgesetzes im Reichstag (13. Juni 1922): »... Ich sehe keine Politisierung der Jugendfürsorge durch das Heranziehen weiter Volkskreise zur praktischen Arbeit, sondern sehe vielmehr in der Beteiligung aller Kreise an der Mitarbeit die Entpolitisierung, die Neutralisierung der Arbeit, die ja ihrem ganzen Charakter gemäß auch neutral bleiben muß. ... Neue Zeiten bringen neue Ideen und machen neue Kräfte mobil. Diese neuen sozialen Kräfte, die zum Leben erwacht sind, drängen nach Betätigung, und ich glaube ganz bestimmt, daß bei einem Treffen aller Weltanschauungen auf dem Wege der praktischen Arbeit viele der bis jetzt gehegten Vorurteile sich abschleifen werden, daß man eine Befriedigung darin finden wird, gemeinsam für die Volkswohlfahrt zu arbeiten ... Sagt man den Kreisen, die jetzt erst in die organisierte Arbeit hineinkommen, daß sie noch viel lernen müßten, so sagen wir, daß auch auf der anderen Seite noch manches gelernt werden muß, daß aber in diesem paritätischen Zusammenwirken erst alle Kräfte sich lösen können, die im Volke vorhanden sind ... Privilegien soll es nicht geben auf dem Gebiet der Volkswohlfahrt, ganz besonders nicht auf dem Gebiet der Jugendwohlfahrt. Hier sollen alle Kräfte mobil gemacht werden, die zur Arbeit zu gebrauchen sind. Das Recht zur Mitarbeit soll jeder haben«.

An diese Stelle gehören die Ausführungen, die Marie Juchacz auf der ersten Reichskonferenz nach dem Zusammenbruch in Solingen (1949) gemacht hat; sie sagte: »Wir waren uns darüber klar, daß die neue Bewegung auch neue Kräfte finden und entwickeln müßte. Es gehörte zu unseren selbsterkannten Pflichten, jüngere Menschen an uns zu ziehen und sie an der Lösung unserer Aufgaben zu beteiligen. Da tat sich ein großes Hemmnis vor uns auf. Wohl konnte man Politiker, Parlamentarier, Bürgermeister werden aufgrund einer Wahl. Was man aber nicht so ohne weiteres werden konnte, das war Fürsorgerin, Jugendleiterin usw. Es gehörte ein spezielles Fachwissen dazu. Natürlich waren wir nicht bildungsfeindlich. Wir wußten, daß Fachwissen für die soziale Arbeit notwendig war. So übernahmen wir die Pflicht, jungen, aufstrebenden Menschen der Arbeiterschaft zu helfen, sich dieses Fachwissen zu erwerben – oder, wo es schon vorhanden war, es zu beweisen. Mit anderen Worten: Wohlfahrtsarbeit sollte nicht mehr ein Vorrecht der höheren Töchter sein, sondern allgemein die Arbeit ernsthafter Frauen und Männer aus allen Schichten. Das haben manche der damaligen Pioniere einer modernen Sozialarbeit eingesehen und waren der Arbeiterwohlfahrt in ihrem Bemühen behilflich. Z. B. war es Anna von Gierke, die uns mit ihren Ausbildungsstätten und bei der Einrichtung von Sonderlehrgängen für ehrenamtliche und berufliche Kräfte mit ihrem Einfluß half, und es war Alice Salomon, in deren soziale Frauenschule die Arbeiterwohlfahrt ihre jungen Menschen schicken konnte.«

Mit der Gründung eines Stipendienfonds (aus dem Ergebnis der seit 1925 jährlich abgehaltenen AW-Lotterie), konnte der Hauptausschuß es möglich machen, daß eine große Zahl begabter junger Menschen, vorwiegend aus den Reihen der Sozialistischen Arbeiterjugend, eine soziale Schule absolvierte, noch bevor der Hauptausschuß eine eigene Wohlfahrtsschule hatte. Marie Juchacz war glücklich darüber, daß nun zum erstenmal Menschen in die soziale Berufsausbildung kamen, die aus eigener Erfahrung wußten, wie es in den Familien der Arbeiterschaft zugeht, wie Arbeiter leben, denken und fühlen. Da die Stipendien nicht hoch waren und zudem als rückzahlbares Darlehen gegeben wurden, haben die meisten der Studierenden Halbtagsstellungen angenommen, um deren Bereitstellung der Hauptausschuß sich bei Jugend- und Wohlfahrtsämtern, Krankenhäusern, Krankenkassen etc. bemühte.

Marksteine in der Entwicklung der Arbeiterwohlfahrt bis zu ihrem Verbot waren die Reichskonferenzen, so (nach Görlitz) 1924 in Hannover, 1927 in Kiel, 1929 in Frankfurt a. M., dazwischen lagen zentrale Konferenzen zu jeweils aktuellen Themen und die seit 1925) jährlich stattfindenden »Pfungstreffen der sozialistischen Fürsorgerinnen«. Allen diesen Veranstaltungen gab Marie Juchacz

durch ihre Anwesenheit und Mitarbeit, sofern sie nicht selbst den Vorsitz führte, ein besonderes Gewicht. Der aufmerksame Ernst, mit dem sie den Verhandlungen folgte, ihre Toleranz und Sachlichkeit sicherten ihr Achtung, ja Verehrung über den Rahmen des Verbandes und der Partei hinaus. Die Themen der Konferenzen standen jeweils in enger Beziehung zu dem politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Geschehen der Zeit, in der sie stattfanden. So berief Marie Juchacz während der Besetzung des Ruhrgebietes durch Frankreich eine Konferenz der AWW-Bezirke des besetzten Gebietes nach Köln ein (9.12.1923). Sie ging mit dieser Konferenz absichtlich in das besetzte Gebiet, um der Bevölkerung dort die Anteilnahme der Arbeiterwohlfahrt an ihrem schweren Schicksal zu bekunden und um das Ausland auf die unbeschreibliche Notlage mit Nachdruck aufmerksam zu machen. Sie lud die in Deutschland arbeitenden ausländischen Organisationen (u. a. die Quäker, das Internationale Rote Kreuz, die Internationale Vereinigung für Kinderhilfe), die englische Militärmission, die ausländische Presse ein und schilderte ihnen rückhaltlos die trostlose Situation. Die Konferenz stand unter dem Motto »Wir können uns nicht mehr selbst helfen!« Marie Juchacz sagt von dieser Konferenz in ihrem Buch⁹¹⁾ »... sie wurde, ohne daß die Veranstalter das wollten, zu einer Kundgebung von erschütternder Gewalt«.

Ebenfalls noch im Dezember 1923 veröffentlichte sie gemeinsam mit dem Reichstagspräsidenten Paul Löbe, der für die Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde zeichnete, einen Aufruf »Kinderhilfe der deutschen Arbeiterschaft« und zum gleichen Zeitpunkt erließ der Hauptausschuß einen Aufruf zur Bergarbeiterhilfe, in dem es u. a. heißt: »Kein Arbeiter, der im unbesetzten Deutschland zur Zeit Lohn und Brot für sich und seine Familie hat, entzieht sich seiner Pflicht zur freiwilligen Beitragsleistung«.

Die diesen und anderen Aufrufen zugrunde liegenden Gedanken der Solidarität und der Selbsthilfe entsprachen der tiefen Überzeugung von Marie Juchacz, daß in ihnen, wie in der gesamten Arbeiterbewegung, auch die Wurzeln der Arbeiterwohlfahrt liegen. Diese Überzeugung durchzog die Organisation bis in ihre letzten Verzweigungen, und dies erst erklärt auch die oft unwahrscheinlich anmutenden Opfer und die aus ihnen erwachsenen Hilfeleistungen in den Zeiten der großen Massenöte nach dem ersten Weltkrieg, während der Weltwirtschaftskrise und auch – und gerade – nach dem zweiten Weltkrieg.

⁹¹⁾ Juchacz/Heymann, S. 69

Nachdem mit Beendigung der in schwindelhafte Höhen gestiegenen Inflation eine allmählich erkennbare wirtschaftliche Stabilisierung eingesetzt hatte, die Arbeitslosigkeit zurückgegangen und die Löhne gestiegen waren, beschäftigten sich die Reichskonferenzen mit innerverbandlichen Fragen, mit der Stellung zu den anderen Verbänden der freien Wohlfahrtspflege, mit dem Problem Kirche, Christentum und Sozialismus, mit Vorschlägen zu Gesetzesreformen.

Innerverbandlich ging es u. a. um die Frage, ob die Arbeiterwohlfahrt es als ihre Aufgabe ansehen dürfe, eigene soziale Aufgaben in Angriff zu nehmen und eigene Heime und Einrichtungen zu schaffen, statt diese Aufgaben der öffentlichen Hand zuzuweisen. Es gab beachtliche Stimmen für die letztere Auffassung. Marie Juchacz jedoch sprach sich dafür aus, den lokalen Gliederungen freie Hand bei der Inangriffnahme von sozialen Aufgaben zu lassen. Aber sie warnte vor der Errichtung weiterer Erholungsheime und betonte, daß Anstalten und Einrichtungen nur errichtet werden sollen, wo die öffentliche Fürsorge sie nicht errichten kann, oder versäumt, dies zu tun. Wenn aber die Arbeiterwohlfahrt Heime errichtet, dann soll sie ihnen einen ihrer – der Arbeiterwohlfahrt – Wesensart entsprechenden Charakter und eine gesunde wirtschaftliche Basis geben.

Im Verhältnis zu den anderen Wohlfahrtsverbänden gab es Spannungen und Differenzen, die sich vornehmlich an zwei Problemen entzündeten: an der »Delegation« und am »Bettenschlüssel«.

Zur Delegation: Vorwiegend in den katholischen Landesteilen Süd- und Westdeutschlands war es zur Übung geworden, die Jugendfürsorgefälle nach konfessionellen Gesichtspunkten an die Wohlfahrtsverbände zu delegieren. Diese schematische Einteilung der Hilfeberechtigten in konfessionelle Gruppen und in Dissidenten führte zu einer schweren Benachteiligung der Arbeiterwohlfahrt. Mit Nachdruck nahm Marie Juchacz für die Arbeiterwohlfahrt das Recht in Anspruch, ihre Arbeit auf Angehörige aller Konfessionen zu erstrecken und sie keineswegs auf Dissidenten zu beschränken. Auf die Dauer, so sagte sie 1927 auf der Reichskonferenz in Kiel, sei es nicht möglich, eine »Organisation, die von der gesamten organisierten Arbeiterschaft moralisch getragen wird«, zurückzudrängen.

Zum Bettenschlüssel: Wiederholt wandte Marie Juchacz sich dagegen, daß die durch das Reichsarbeitsministerium zur Stützung von Heimen und Anstalten bereitgestellten Mittel ausschließlich auf der Grundlage der Bettenzahl verteilt wurden. Die Arbeiterwohlfahrt hatte in den ersten Jahren nach ihrer Gründung noch

kaum eigene Heime, aber es war bekannt, sagte Marie Juchacz⁽¹⁰⁾, wie stark die Arbeiterschaft in den verschiedensten Gegenden des Reiches sich durch Abgabe bestimmter Lohnanteile für die Schaffung und Erhaltung von Waldheimstätten, Kinder- und Säuglingsheimen eingesetzt hatte. »Dieser Verteilungsschlüssel«, so schreibt der seinerzeitige Reichsarbeitsminister Rudolf Wissel in seinem Grußwort zum 75. Geburtstag von Marie Juchacz⁽¹¹⁾, »konnte also nicht beibehalten werden. Es war nicht leicht, die schon längst bestehenden Wohlfahrtsverbände von der Notwendigkeit eines anderen Verteilungsschlüssels zu überzeugen. Aber der schließlich gefundene Schlüssel machte es möglich, auch die Arbeiterwohlfahrt an den Zuschüssen der Reichsregierung zu beteiligen«. Von Marie Juchacz wurde er – im Blick auf die bis 1933 ständig wachsende Zahl von eigenen Heimen – zunehmend als ungerecht empfunden.

Im Rahmen dieses Beitrages ist es nicht möglich, über alle Aktivitäten der Arbeiterwohlfahrt, soweit sie insbesondere in die kurze Zeit der wirtschaftlichen Stabilisierung fallen, über ihre Pionierarbeit, ihre Reformversuche (z. B. auf dem Gebiet der Fürsorgeerziehung), ihre Vorstöße auf dem Gebiet der sozialen und sozialpolitischen Gesetzgebung detailliert zu berichten; sie spiegeln die damaligen sozialen Probleme wider und hinter ihnen stand – als Initiatorin oder fördernd und unterstützend – Marie Juchacz, Parlamentarierin, Politikerin, stand die Frau, für die »der Dienst an der Allgemeinheit der höchste menschliche Dienst ist«⁽¹²⁾.

So konnte sie dann auch am 21. Februar 1930 auf der Zehnjahresfeier der Arbeiterwohlfahrt, die im Hause des Preussischen Landtages in Berlin stattfand, sagen: »Für die Arbeiterwohlfahrt haben die zehn Jahre genügt, um eine lebendige, starke, moderne Wohlfahrtsorganisation aufzubauen, eine Wohlfahrtsorganisation, die viele Frauenkräfte erweckt und entwickelt hat. Wir sind stolz auf unseren Erfolg. Wir sind aber nicht zufrieden damit. Vorwärts und aufwärts muß die Entwicklung des sozialen Staates gehen. Wir wollen unseren Teil dabei leisten, und nach bester Kraft.«

Aber schon zeichnete sich mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise das drohende Unheil ab. Betriebsschließungen, Lohnsenkungen, Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit stürzten Millionen Menschen in Not und Verzweiflung. Die sich um ihre

⁽¹⁰⁾ S. Juchacz/Haymann, S. 75.

⁽¹¹⁾ S. »Neues Beginnen« April 1954.

⁽¹²⁾ Marie Juchacz im Lehrbuch der Wohlfahrtspflege, S. 491, Verlag Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt e. V., 1930.

Zukunft betrogen fühlende Jugend suchte vielfach bei radikalen Parteien Zuflucht und Hoffnung und wurde zum Werkzeug der Nationalsozialisten. Wohlruf der Hauptausschuß zu verstärkter Aktivität auf, um der lawinenhaft angewachsenen Not der Erwerbslosen zu steuern, wohl werden Volksküchen eingerichtet, berufliche Umschulung, Fortbildung und andere Bildungsmaßnahmen werden eingeleitet und durchgeführt, wird mit Entschiedenheit gegen den Abbau sozialer Leistungen, gegen die Demontage des Wohlfahrtsstaates protestiert – all diesen verzweifelten Bemühungen setzte die Machtergreifung Hitlers ein Ende.

»Was wir sind, können wir nur sein in der demokratischen Republik. Erst im demokratischen Staat können wir die Kräfte entfalten, die am Ausbau des Wohlfahrtsstaates mitarbeiten wollen ...«, dies hatte Marie Juchacz drei Jahre vorher bei der Zehnjahresfeier der Arbeiterwohlfahrt gesagt. Nun war der demokratische Staat vernichtet, Ihr Lebenswerk, die Arbeiterwohlfahrt, erlitt das gleiche Schicksal wie die SPD und alle Arbeiterorganisationen.

Marie Juchacz mußte, um der Verhaftung zu entgehen, Deutschland verlassen. über das Saargebiet und Frankreich erreichte sie am 29. Mai 1941 New York. Im selben Jahr schreibt sie in ihrem Lebenslauf, den sie wohl zu einer Bewerbung abgegeben hat: *»Ich spreche noch nicht englisch, versuche aber mit aller Energie, mit den Schwierigkeiten der Sprache fertig zu werden, und suche nach einem Erwerb. Ich bin gesund, aber meine 62 Jahre und die jahrzehntelange Gewöhnung an organisatorische und Schreibtischarbeit machen es sehr schwer, fast unmöglich, mich mit körperlicher Arbeit zu ernähren«. Wie hart muß es für sie, die mittellos in ein fremdes Land mit fremder Sprache kam, gewesen sein, dort Fuß zu fassen. Die zu ihrem 75. Geburtstag in »Neues Beginnen« veröffentlichten Grüße von Freunden aus der Emigration lassen erkennen, daß sie dort, wie vorher im Saargebiet und in Frankreich, ihr eigenes Ungemach übersehend, vielen Menschen Hilfe und Trost gegeben hat.*

In dem Buch *»Marie Juchacz und die Arbeiterwohlfahrt«* werden in einem umfangreichen Kapitel die Jahre, die Marie Juchacz in den USA bis zu ihrer Rückkehr nach Deutschland zugebracht hat, eingehend beschrieben, so auch die Umstände, die zur Gründung der *»Arbeiterwohlfahrt USA – Hilfe für die Opfer des Nationalsozialismus«* führten. In diese Organisation hat Marie Juchacz ihre reichen praktischen Erfahrungen und ihre ganze Energie einfließen lassen und nicht nur zahllose Pakete an einzelne Empfänger, sondern auch große Hilfssendungen mit Lebensmitteln und Textilien an die Arbeiterwohlfahrt geschickt. Das Kapitel schließt mit den Worten: *»Wie hart war der Anfang in*

Amerika gewesen! Wie tief die Demütigung der selbstbewußten Frau! Dann aber tauchten Zeitumstände auf, in denen, wie einst in ihrer Jugend, ihre besonderen Eigenschaften und nun – im Alter – auch ihre Kenntnisse und Erfahrungen gebraucht wurden, und ein Milieu entwickelte sich, in dem sie wirken konnte. Im Selbstgefühl ihres Wertes griff sie zu, und mit der Zähigkeit, mit der sie immer eine ihr gestellte Aufgabe anpackte, ging sie auch an diese neue. So schuf sie sich nach großer Hoffnungslosigkeit erneut die Lebensweise, die sie immer als die ihr gemäße angesehen: Die Mitwirkung an einer sinnvollen Aufgabe, die in ihrem Bewußtsein einer sozialen Aufgabe entsprach«.

Marie Juchacz blieb in New York, bis sie die Überzeugung gewann, daß das von ihr geleitete Hilfswerk auch ohne sie weiterarbeiten könnte, nachdem – als Folge der Währungsreform und des Marshall-Planes – die Verhältnisse in Westdeutschland sich allmählich stabilisierten.

Der Tag, der sie uns zurückbrachte, war der 2. Februar 1949, ein kalter Frosttag. Mit ihrer Tochter Lotte standen Herta Gotthelf, Helene Kaisen, Anna Stiegler, Ella Ehlers, Lotte Lemke in Bremerhaven und blickten voll Erwartung und Ungeduld in die Ferne. Mit großer Verspätung lief der Frachtdampfer, mit dem sie zurückkehrte, endlich ein. Da sahen wir sie nach 16 Jahren zum erstenmal wieder: sie stand an der Reeling und winkte. Die Fahrt bis zum Gästehaus des Senats Bremen verging mit – zunächst vorsichtig tastenden – Fragen von beiden Seiten, doch sehr schnell schon konnten wir feststellen, daß weder die lange Trennung, noch die einschneidenden Erlebnisse, die sie und wir hinter uns hatten, eine Fremdheit hatten entstehen lassen. Marie Juchacz hatte ein so tiefes Verständnis für uns, wie es wohl nur durch sensibelstes Mitfühlen und phantasiereiches Denken hat entstehen können.

Der erste Abend auf heimatlichem Boden gehörte den Bremer Freunden, dann ging es am nächsten Tage schon nach Hannover in die Zentrale der Arbeiterwohlfahrt. In den für heutige Begriffe dürrigen Räumen – aber wie stolz waren wir damals auf dieses Domizil – hatten die Mitarbeiter eine bescheidene Kaffeetafel gedeckt und empfingen den geliebten Gast mit dem Lied: *»Wahre Freundschaft soll nicht wanken, wenn sie gleich entfernt ist, lebet fort noch in Gedanken und der Treue nie vergißt.«* Diese Treue – Marie Juchacz hat sie beispielhaft bewiesen. Drei dicke Bände mit Briefen, die sie in den Jahren von 1946 bis Anfang 1949 aus den USA an den Bundesverband geschrieben hat, legen Zeugnis ab von ihrem unermüdlichen Bemühen, die Arbeiterwohlfahrt durch umfangreiche Sendungen all der Dinge, an denen das deutsche Volk in jenen Jahren unvorstellbaren Mangel litt, in den Stand zu setzen, zu helfen.

Nur wenige Tage nahm sie sich Zeit, um ihre Kinder und Enkelkinder wiederzusehen, alte Freunde zu besuchen.

Von da an lebte sie mit uns, freute sich über jeden Fortschritt, litt mit unter Enttäuschung und Rückschlag. Und obwohl sie unser Leben teilte, war sie ihm doch auf eine bestimmte Weise enthoben, hatte sie die Distanz gewonnen, aus der die Dinge in der richtigen Proportion gesehen werden können.

Als sie am 11. Oktober 1949 auf der zweiten zentralen Konferenz der Arbeiterwohlfahrt nach dem Zusammenbruch auf Schloß Burg zur Ehrenvorsitzenden gewählt wurde, schloß sie ihre Dankesrede mit den Worten: *»Wir haben alle der Zeit unseren Tribut zu zollen ... das ist Menschenschicksal ... So möchte ich auch darum bitten, daß wir alle doch noch in dem Rahmen, in dem wir arbeiten können, dafür sorgen, daß wir genügend junge Menschen zu uns heranziehen. Das können wir tun mit sehr viel Verständnis, mit sehr großem psychologischen Entgegenkommen. Wenn ich mir die Aufgaben der heutigen Zeit vorstelle, dann kann ich ermessen, wie groß die Verantwortung ist, die der heutigen Generation in die Hand gegeben worden ist. Wollen wir sie doch gemeinschaftlich lösen, soweit unsere Kräfte reichen«.*

Bis zu ihrem Tode nahm Marie Juchacz lebhaft und interessiert an allen wichtigen Tagungen und Veranstaltungen der Arbeiterwohlfahrt teil. Sie lebte uns vor, wie ein Mensch mit einer bedeutenden Vergangenheit in Würde alt wird. Wenn sie jemals das Wort ergriff, dann geschah es vorsichtig abwägend, niemals lehrhaft, auf Autorität oder Erfahrung pochend, immer auch bereit zu lernen. Niemals versagte sie sich einer Bitte, auch nicht, nachdem sie seit dem Herbst 1953 fast immer krank war.

Drei Monate vor ihrem Tode nahm sie im Oktober 1955 an der Reichskonferenz in München teil und hielt dort ein Referat, das alle, die es hörten, mit Ergriffenheit als ihr Testament auffaßten. Sie schloß mit den Worten: *»Jeder von uns muß so viel innere Kraft behalten, daß er sich ständig mit den Problemen des Tages auseinandersetzen, daß er versuchen kann, sie zu durchdringen und auf seine Weise zu lösen. Diesen Ernst, diese Hingabe müssen wir von all unseren Mitarbeitern, den beruflich und den ehrenamtlich Tätigen verlangen, an welchem Platze immer sie stehen, und darum ist mein letztes Wort: bitte behalten, pflegen, fördern Sie die innere Bereitschaft zum Weiterwachsen, die innere Bereitschaft dazu, die Erkenntnisse der Gegenwart in sich aufzunehmen und sie zu verarbeiten, und je mehr wir das tun, umsomehr werden wir den Aufga-*

ben, die wir uns als Arbeiterwohlfahrt im Staatsganzen und in der Gemeinschaft der Menschen gestellt haben, gerecht werden«.

Der engere Freundeskreis um Marie Juchacz sah mit Trauer ihren zunehmenden Kräfteverfall, erlebte aber auch mit Bewunderung, daß sie bis fast in ihre letzten Lebenstage hinein mitfühlend und mitdenkend an allem Geschehen Anteil nahm. Nur einmal hat die sonst so beherrschte Frau der Verzweiflung über ihre zerstörerische Krankheit Ausdruck gegeben; in einem Brief vom Mai 1955 schreibt sie an Lotte Lemke: *»Ich hatte so auf ein paar ruhige, still ausklingende Altersjahre gehofft. Nun fühle ich mich betrogen, meines Altersglücks beraubt«.*

Am 28. Januar 1956 endete dieses großartige und tapfere Leben. An Marie Juchacz erlebten wir, daß menschliches Sein mit dem Dienst an der Aufgabe in einer so vollkommenen Weise zusammenfielen, daß wir in ihr die Verkörperung der Idee zu sehen vermochten, der sie ihr Leben gewidmet hatte.

Es bleibt das unbestrittene Verdienst von Marie Juchacz, mit der Gründung der Arbeiterwohlfahrt eine tiefgreifende Entwicklung im Bereich der freien Wohlfahrtspflege eingeleitet zu haben: ihre Einordnung in das Gesamtsystem einer sozialen Politik. Und es bleibt ebenso ihr Verdienst, daß sie die Arbeiterwohlfahrt fest in dem Wurzelboden der deutschen Arbeiterbewegung verankert hat.